Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur

Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte

Band: 66 (1986)

Heft: 12

Artikel: Abgrenzung und Konvergenz : kulturelle Vielfalt und nationale Identität im Lichte der Sprache

Autor: Lüdi, Georges

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-164358

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Georges Lüdi

Abgrenzung und Konvergenz

Kulturelle Vielfalt und nationale Identität im Lichte der Sprache

Im 2. Aufzug von Friedrich Schilllers *Wilhelm Tell* begründet der junge Ulrich von Rudenz seinen Entschluss, sein Glück in österreichischen Diensten zu versuchen, mit den folgenden Worten:

... Anderswo
Geschehen Taten, eine Welt des Ruhms
Bewegt sich glänzend jenseits dieser Berge —
Mir rosten in der Halle Helm und Schild;
(...)
Nichts als den Kuhreihn und der Herdeglocken
Einförmiges Geläut vernehm ich hier.

Vergeblich versucht ihn der greise Freiherr von Attinghausen, von diesem Vorhaben abzubringen.

Mit heissen Tränen wirst du dich dereinst
Heim sehnen nach den väterlichen Bergen,
Und dieses Herdenreihens Melodie,
Die du in stolzem Überdruss verschmähst,
Mit Schmerzenssehnsucht wird sie dich ergreifen,
Wenn sie dir anklingt auf der fremden Erde
O, mächtig ist der Trieb des Vaterlands!
(...)
(2. Aufzug, 1. Szene)

Rudenz weist diese Ermahnungen mit dem Hinweis auf ein geographisch nicht gebundenes, adliges Standesbewusstsein zurück. Erst am Totenbett seines Oheims ändert er seine Meinung und besinnt sich auf seine Herkunft zurück:

...zerrissen
Hab ich auf ewig alle fremden Bande,
Zurückgegeben bin ich meinem Volk,
Ein Schweizer bin ich, und will es sein
Von ganzer Seele.

Was hier von Schiller an der Schwelle des 19. Jahrhunderts thematisiert wird, ist das mehr oder weniger reflektierte Bewusstsein sozio-kultureller Zugehörigkeit, durch welches Schweizerinnen und Schweizer als solche ihren Mitbürgern und ihrem Lande verbunden sind. Die Opposition zum Andern, Fremden schafft Solidarität im Innern, über alle Unterschiede im Stand, im Alter, im Geschlecht hinweg und offenbart die nationale Identität der Protagonisten, d.h. das Wissen darum, ein und derselben, nach Sitte, kultureller und politischer Entwicklung zusammengehörigen Gemeinschaft zuzugehören, welche, bewusst und gewollt geformt, innerhalb der gleichen Staatsgrenzen lebt. Kuhreigen und Bergwelt stehen als Chiffren für alle jene «fundamentalen und charakteristischen Strukturen, Prozesse und Werthaltungen», welche die Schweiz von ihrer Umwelt unterscheiden, ihre Kontinuität und Einheit sichern und die allen Bürgern mehr oder weniger gemeinsam ist oder von ihnen unterstützt werden (NFP 11).

Nationale Identität als Problem

Fern jeglicher mystifizierender Verschleierung ist nationale Identität eine Ausprägung sozio-kultureller Identität, die von Generation zu Generation weitergereicht wird, aber freilich auch wandelbar ist und veränderten Umweltsbedingungen angepasst werden kann und muss: die Schweiz Attinghausens — aber auch die Schweiz, wie sie Schiller kannte — hat mit der heutigen Schweiz wenig mehr gemeinsam. Ausserdem offenbart gerade Schillers Text, dass man seine nationale Identität auch zugunsten anderer — sozialer, regionaler, sprachlicher — Zugehörigkeiten geringschätzen und ausschlagen kann.

In einer Zeit tiefgreifenden gesellschaftlichen, technischen und wirtschaftlichen Wandels, in der viele tradierte Werte hinterfragt werden, werden heute auch erneut Fragen im Zusammenhang mit der nationalen Identität gestellt. Es sind nicht nur «neutrale» Fragen danach, wie diese Identität denn eigentlich beschaffen sei, sondern darüber hinaus auch kritische Fragen nach der Gültigkeit dessen, was das traditionelle nationale Identitätsbewusstsein ausmacht, ja nach dessen Existenz überhaupt.

Auch in den Augen der Bundesbehörden ist es «angesichts des raschen Wandels der Verhältnisse (...) ein dringendes Desiderat, mehr über das nationale Identitätsbewusstsein in Erfahrung zu bringen», weil «dieses für die Erhaltung des Föderalismus und der Unabhängigkeit und der damit verbundenen Lebensfähigkeit unseres Landes von unbestrittener Bedeutung»[1] ist. Zu diesem Zwecke wurde im Sommer 1985 ein nationales Forschungsprogramm über das Thema *Kulturelle Vielfalt und nationale Iden-*

tität ausgeschrieben. Die mannigfachen, teilweise spannungsgeladenen Beziehungen zwischen dem Pluralismus einerseits und einer übergreifenden, nationalen Zugehörigkeit anderseits werden somit in den nächsten Jahren Gegenstand einer koordinierten, interdisziplinären Forschungsanstrengung sein.

Ohne deren Fragestellungen vorwegnehmen zu wollen, soll im folgenden versucht werden, dieses Spannungsfeld aus dem spezifischen Blickwinkel der sprachlichen Dimension zu beleuchten. Es wird im speziellen darum gehen, eine Reihe von Beobachtungen zu den in Kontakt stehenden Sprachen und zu ihrem Gebrauch nach ihrer Bedeutung für die soziokulturellen Identitäten der Schweizer zu hinterfragen. In diesem Zusammenhang werden wir namentlich auf vier Fragen eingehen:

1. Gibt es sprachliche Indizien für eine übergreifende, nationale kulturelle Dimension?
2. Welche Loyalitätsprobleme kann der Gebrauch der Landessprachen in ihren verschiedenen Varietäten aufwerfen?
3. Welche Rolle kann in diesem Zusammenhang die plurikulturelle Identität Mehrsprachiger spielen?
4. Welches sind die Modalitäten der zwischensprachlichen Kommunikation in der Schweiz, und welches ist ihr Stellenwert im Rahmen einer spezifischen nationalen Sprachkultur?

Ist nationale Identität trotz sprachlicher Vielfalt möglich?

«Nichts scheint in der heutigen Welt natürlicher», meint der bekannte amerikanische Soziolinguist Joshua Fishman, «als die übliche Verbindung zwischen einer spezifischen ethnokulturellen Identität und der ihr zugeordneten Sprache»[2]. Die Schweiz mit ihren vier Nationalsprachen kann ihre Identität nun aber bekanntlich gerade nicht, wie namentlich die Franzosen, auf eine Nationalsprache abstützen. In diesem Zusammenhang sind zwei gegensätzliche Hypothesen möglich:

1. Sprachliche Vielfalt und nationale Identität widersprechen sich. Diese Interpretation ist mit einem Seitenblick auf die Behandlung des Themas in den Massenmedien nicht a priori von der Hand zu weisen. So schrieb etwa Oskar Reck kürzlich im Zusammenhang mit der Mundartwelle in der deutschen Schweiz:

«Wir können uns unmöglich zugleich eidgenössisch gebärden und partikularistisch verhalten. Mit solcher Schizophrenie lässt sich nur existieren, wenn sich das politische Bewusstsein nahezu oder vollkommen verloren hat» (Basler Zeitung, 27.12.1985, S. 5).

Man erinnert sich in diesem Zusammenhang daran, dass die Ideologen der Französischen Revolution all das, was auch nur den Geruch des Föderalismus haben konnte — z.B. die Regionalsprachen —, als Gefahr für die Einheit der Nation vehement bekämpften.

2. Nach der entgegengesetzten Hypothese ist es gerade eine der Besonderheiten der schweizerischen Identität, dass sie auf keiner einheitlichen Sprache, Religion, auf keinen einheitlichen sozio-ökonomischen Gegebenheiten (vgl. zum Beispiel Bergregionen vs. Flachland), auf keinen zentralisierenden Institutionen gründet. Regionale und lokale Vielfalt und Unterschiede werden danach nicht als Behinderung, sondern als entscheidende Komponente der nationalen Identität gedeutet.

Ein erweiterter Kulturbegriff

Ich möchte hier selbstredend für die letztere Annahme plädieren und stütze mich dabei nicht zuletzt auf Überlegungen zum Kulturbegriff, die in den Ausführungsplan des oben erwähnten Forschungsprogramms eingegangen sind und zur Hauptsache auf den Volkskundler Paul Hugger zurückgehen. Kultur wird dort in einem sehr umfassenden Sinne verstanden als auf die Dauer angelegte Antwort einer menschlichen Gruppe auf die existentiellen Herausforderungen der natürlichen und sozialen Umwelt. Andere definieren sie ähnlich als «Menge von Fähigkeiten und Problemlösungsstrategien, als *Wissensbestand,* der die Bewältigung alltäglicher Aufgaben auf gruppenkonforme Weise gestattet»[3] und nach aussen den typischen Charakter der Gruppe ausmacht.

Zur Kultur gehören somit die Erfindung der Dampfzahnradbahn, das perfektionierte System der Speicherkraftwerke und Farbe und Dreiklang der Reisepost ebenso wie die Musik von Arthur Honegger, die Legende von Winkelried, die Werke Charles Ferdinand Ramuz' und Jeremias Gotthelfs und der sprichwörtliche Sinn für Ordnung und Pünktlichkeit.

Artefakte und Leistungen gehören der Kultur allerdings immer nur unter der Voraussetzung an, dass sie für die Gemeinschaft und ihr Verhalten bedeutungstragend, sinnstiftend sind. Nicht Bluejeans oder ein weisses Brautkleid als solche sind Kulturgegenstände: sie werden es erst in unserer Vorstellung, aufgrund des Symbolgehaltes, den wir ihnen beimessen. Und diese Bedeutungen können sich verändern. So umfasst die Kultur zwar erlernte Handlungsregeln für das soziale Verhalten; anderseits wirkt aber das kreative Verhalten der Gesellschaftsmitglieder auf die Kultur zurück.

Wendet man nun diesen Kulturbegriff auf die modernen Industriegesellschaften an, so ist sogleich ersichtlich, dass sie *nicht mit einer einzigen, einheitlichen Kultur kongruent* sind. Es kennzeichnet sie im Gegenteil *eine*

Vielfalt von Teilkulturen, sei es in horizontaler oder in vertikaler Hinsicht. Dies bedeutet z. B., bezogen auf die Schweiz — welche darin eben gerade keine Ausnahme darstellt —, ein Nebeneinander von bäuerlicher und bürgerlicher Kultur, von lokaler, kantonaler und überregionaler Kultur, von Kultur der älteren und der jüngeren Generation, von Frauen- und Männerkultur, von Kultur der Berg- und der Stadtregionen, der Sprachgruppen usw. Jeder von uns ist aufgrund seines Alters, seines Geschlechts, seiner regionalen Herkunft, seiner Ausbildung, seiner Sprache einer Reihe solcher Teilkulturen teilhaftig. Diese *überlappen sich gegenseitig, weisen durchgehende Strukturen und Merkmale auf (...), beeinflussen sich* gegenseitig und sind eingebunden in grössere kulturelle Zusammenhänge[4].

Es folgt aus diesen Überlegungen, dass kulturelle Vielfalt an sich mit nationaler Identität nicht unvereinbar sein kann, wenn wir nicht annehmen wollen, dass es nationale Identität in den pluralistischen Industriegesellschaften definitionsgemäss nicht geben kann.

Allerdings haben wir damit die Existenz einer schweizerischen nationalen kulturellen Dimension noch keineswegs nachgewiesen. Die zuletzt erwähnten grösseren kulturellen Zusammenhänge sind a priori weder staatlich noch räumlich oder ethnisch abgegrenzt. Es gibt keinen Grund, weshalb die Verschachtelung und Überlappung von Teilkulturen an der Landesgrenze haltmachen sollte. Mit Sicherheit existieren im Gegenteil grössere Kulturräume, welche die Schweiz — oder Teile von ihr — einschliessen. Nach einer Studie des Europarates kämpft etwa die Jugend in allen Ländern unseres Kontinents, über alle Systeme und nationalen Unterschiede hinweg, mit annähernd denselben Problemen: die Jugendkultur ist «grenzenlos»[5]. Dass die Landesgrenze überhaupt eine Kulturgrenze darstellt, muss ebenfalls zuerst nachgewiesen werden, wobei es in unserem Zusammenhang gleich um den doppelten Nachweis geht,

a) dass die Landesgrenze zum jeweils gleichsprachigen Ausland eine Kulturgrenze darstellt und

b) dass in und trotz der offenkundigen sprachlichen Vielfalt auch übergreifende Gemeinsamkeiten zu beobachten sind.

Zu den Beziehungen zwischen Sprache und Kultur im lokalen Bereich

Wir wollen dies aufgrund sprachlicher Indizien nachweisen. Die Legitimierung für dieses Vorgehen liegt in einer engen Verflechtung von Sprache und Kultur. Allerdings harrt die Frage nach kausalen oder sonst in irgendeinem Sinne notwendigen Beziehungen zwischen Sprache und Kultur noch einer überzeugenden Antwort. Die Auffassung des französischen Indogermanisten Emile Benveniste, wonach die aristotelische Logik keineswegs

unabhängig von der Sprache und ihr als inhärentes Prinzip des Geistes gleichsam vorgelagert, sondern im Gegenteil massgeblich von bestimmten sprachlichen Strukturen des Griechischen geprägt sei[6], ist ebensowenig nachgewiesen wie die gegenteilige Hypothese, die Strukturunterschiede zwischen den Sprachen reflektierten und manifestierten bloss zugrundeliegende kulturelle Unterschiede (Radcliffe-Brown). Für die Bedürfnisse unserer Überlegungen genügt freilich die heuristische Annahme einer engen, «historisch, durch langfristige Kopräsenz (...) begründeten (Wechsel-)Beziehung»[7]. Dieses Ineinandergreifen von Sprache und Kultur ist im Kleinräumig-Lokalen besonders deutlich sichtbar. In ihrer schönen Studie über die Wörter des Verzascatals[8] haben Ottavio Lurati und Isidoro Pinana gerade nicht nur den Wortschatz und die Ortsnamen dargestellt. Sorgfältig erarbeitete dialektologische und namenkundliche Befunde werden auf ihre sozio-kulturelle Bedeutung hinterfragt. Im Spiegel der Wörter wird die Geschichte der Talschaft sichtbar, in welcher Sprechen und Handeln komplementäre Formen der Auseinandersetzung mit der Umwelt darstellen: Lokalsprache erscheint hier nicht in ihrer Funktion als Kommunikationsinstrument, sondern als verdichtete, überlieferte und überlieferbare Form der erlebten Wirklichkeit, der Werte und Erfahrungen einer lokalen Gemeinschaft[9]. Der Zugang über die Wörter erscheint dabei besonders fruchtbar, weil die kulturellen Resonanzen, der kulturelle Niederschlag im Wortschatz naturgemäss am sichtbarsten sind. Nicht umsonst setzen die Ethnolinguisten in der Regel voraus, «dass die lexikalischen Strukturen einer Sprache Relevanzstrukturen einer Kultur resp. einer Kulturgemeinschaft reflektieren»[10].

Sprachhandlungen als Identitätsakte

Ob all dieser lexikalischen Beobachtungen gilt es freilich, die dynamische Funktion der Sprache bei der Konstitution von Identität nicht zu vernachlässigen. Mit jeder Sprachhandlung vollzieht jeder Sprachbenutzer einen Identitätsakt. Wenn ich mich z.B. in Basel meiner ostaargauisch-zürcherischen Mundart bediene, gebe ich mich automatisch und zwingend als «Fremder» zu erkennen. Mittels der Wahl der Sprache bzw. der Varietät (Hochdeutsch, Dialekt, Französisch usw.), der Wörter und Redewendungen, einer besonderen Aussprache usw. bekunden wir mit andern Worten bei jedem Redeakt auch gleichzeitig, teilweise bewusst, aber auf jeden Fall automatisch und zwingend, unsere Auffassung von unserer eigenen Gruppenzugehörigkeit und der unseres Gesprächspartners. Sprechweisen sind so beredte Zeugen unserer Gruppenloyalität — oder eben auch unserer mangelnden Gruppenloyalität. Wahl oder Abwahl von Dialekt und Regio-

nalismen drücken aus, ob wir — und gegenüber wem wir — zu einer spezifischen lokalen, regionalen oder nationalen sozio-kulturellen Zugehörigkeit stehen.

Sprachliche Indikatoren für einen übergreifenden, nationalen Kulturraum

Derartige Verflechtungen zwischen Sprache und Kultur, zwischen Sprachhandlungen und Identität sind selbstredend nicht nur in lokalen, sondern auch in grösseren Kommunikations- und Kulturräumen zu beobachten.

Bekanntlich überschneiden sich in der Schweiz drei von je einer standardisierten Kultursprache geprägte, europäische Kommunikationsräume. In der alemannischen und rätoromanischen Schweiz dient Deutsch, in der Romandie Französisch, im Tessin Italienisch als überregionale und gleichzeitig grenzüberschreitende Verkehrssprache. Alle drei Sprachen — es sind gleichzeitig die Amtssprachen des Bundes — sind charakterisiert durch explizite Normen, die namentlich von der Schule vermittelt werden. Und diese Normen sind zu einem beträchtlichen Teil vom ausländischen Gebrauch bestimmt. Freilich ist die Übereinstimmung nicht total. Der Abstand ist für jede der drei Sprachen verschieden gross, und er ist im gesprochenen und geschriebenen Gebrauch je verschieden. Es ist plausibel anzunehmen, dass Unterschiede zwischen dem schweizerischen Standard und den jeweiligen ausländischen Normen einen Hinweis auf den Landesgrenzen folgende Kulturgrenzen darstellen.

Sieht man von der deutschschweizerischen Diglossie, von unserer «Zweisprachigkeit in der eigenen Sprache» (Hugo Loetscher) einmal ab — wir werden auf sie zurückkommen müssen —, dann sind es, zusammen mit dem Akzent und orthographischen Eigenheiten, einmal mehr die Wörter, die lexikalischen Helvetismen, die in allen Landessprachen als Indikatoren für die «Emanzipation der schweizerischen Sprachkultur» (Hugo Loetscher) fungieren.

Vielen Deutschschweizern widerstrebt es, sich «zu hochdeutsch» auszudrücken und beispielsweise von *Frisör, Wochenendpendler, Schutzmann, Schlachter* und *Pampelmuse* zu sprechen, wenn von Basel, Bern oder Zürich die Rede ist. Es liegen eindeutige Ansätze zu einem Schweizer Schriftdeutschen vor, das gewisse «binnendeutsche» Wörter verbietet und z. B. die Bearbeitung von Agenturmeldungen deutscher Dienste notwendig macht[11]. Schweizerisch gefärbt ist auch das Französische vieler Westschweizer: *C'est pas juste pour ceux qui veulent pas pouvoir partir (27.1.1986, TSR)* (*vouloir* statt *aller* für die unmittelbare Zukunft); *j'ose*

venir? (*oser* in der Bedeutung «dürfen»); *il est loin?* (für *il est parti); il en a poussé une gueulée* (Verbalperiphrase anstelle des einfachen Verbs) usw.

Nun sind die lexikalischen Helvetismen in den verschiedenen Landessprachen nicht ganz unabhängig voneinander entstanden. Viele der «Schweizerwörter» im Deutschen sind, wie eine 1970 erschienene Dissertation gezeigt hat[12], durch die Sprachkontaktsituation bedingte romanische Entlehnungen. Wir fahren *Velo* und nicht «Rad», lösen ein *Retourbillett* anstelle einer «Rückfahrkarte» oder benützen statt eines «Dauerfahrscheins» ein *Abonnement.* Entgegen dem Antrag des *Bureaus* verlangt der *Interpellant* in der *Session* der Räte die Ablehnung der *Couponsteuer.* Die Schweizer Damen tragen *Chemisierkleider* und *Jupes,* essen im *Bahnhofbuffet* einen *Tellerservice* und hören am *Radio* die *Wetterprognosen.*

In den neueren Ausgaben des Petit Larousse finden wir neben *raclette, cible, syndic* und *carnotset* auch *landsgemeinde, foehn* (für den Haartrockner), *yasse* und *roestis,* die ihre Herkunft nicht verleugnen können. Und in einer längeren Darstellung des *italiano elvetico* kommentiert Gaetano Berruto zahlreiche Beispiele mit dem Hinweis, «eigentliche kulturelle Helvetismen, welche charakteristische Gegebenheiten der schweizerischen sozialen und kulturellen Verhaltensweisen bezeichneten»[13], führten in vielen Fällen zu panhelvetischen Tripletten wie z. B. *Postauto / auto postale / auto postale; eingeschriebene Briefe / lettere iscritte / lettres inscrites; Postulat / postulato / postulat; Aktion / azione / action; Pause / pausa / pause usw.*

Die Beeinflussungsmechanismen sind vielfältig und wechselseitig und reichen von direkten Übernahmen wie *Apfelstrudel* auf einer italienischen Speisekarte über integrierte Lehnwörter wie dt. *enervieren* zu Lehnübersetzungen aller Art. Oft überlagern sich verschiedene Phasen der Entlehnung. So bei *Maturität,* einem aus dem Lateinischen entlehnten deutschen Helvetismus, der seinerseits eine Bedeutungsverschiebung von frz. *maturité* von «Reife, Reifung» zu «Reifeprüfung» bewirkt hat. Analog dazu hat der deutsche Latinismus *Aktion* in der Deutschen Schweiz die Bedeutung «Sonderangebot» angenommen und diese ans Schweizer Französische und Italienische weitergereicht.

Zusammenfassend können wir also bisher festhalten, dass die lexikalischen Konvergenzerscheinungen recht zahlreich sind. Sie legen ein sprechendes Zeugnis ab von einer gemeinsamen kulturellen Abgrenzung der Schweizer aller drei Amtssprachen gegenüber dem jeweiligen gleichsprachigen Ausland. Der Neuenburger, der nach Basel umzieht, der Aarauer Bundesrichter in Lausanne: sie müssen zwar beide im Alltag eine andere Sprachen sprechen. Aber vieles, sehr vieles ist für sie über die Sprachgrenze hinweg vertraut. Sie unterscheiden sich darin entscheidend von den von weiter her Zugezogenen, die weit mehr als nur eine neue Sprache lernen müssen. In ihrem Buch *So kam ich unter die Schweizer*[14] beschreibt die

slowakische Schriftstellerin Irena Brezna, wie ihr die schweizerische Welt undurchsichtig, undechiffrierbar erschien, und zwar gerade nicht in erster Linie wegen mangelnder Sprachkenntnisse. *Ich verstand den Sinn der Worte,* schreibt sie, *aber die Wörter, flach und stumpf, waren auf eine Zeichensprache zusammengeschrumpft. Sie hingen lose irgendwo in der Luft* (p. 59). Was ihr fehlte, waren internalisierte Orientierungshilfen, die vernetzten Vorstellungen, welche unseren kulturellen Raster bilden, dank welchem wir das Geschehen um uns herum interpretieren, ihm einen Sinn unterlegen. Davon, dass Binnenwanderer diese Probleme weniger haben, zeugen die vielen lexikalischen Parallelen, sichtbare Spitzen eines unsichtbaren, gemeinsamen kulturellen Eisbergs.

Grenzen der sprachlichen Konvergenz

Dieses beruhigende Bild wird nun freilich durch eine ganze Anzahl von Gegenbeobachtungen erheblich getrübt. Es wäre zum ersten sehr gefährlich, das Konfliktpotential zu verheimlichen, das in diesen lexikalischen Konvergenzerscheinungen steckt. Vor allem die Frankophonen neigen dazu, Helvetismen als Fehler, als «locutions vicieuses» zu meiden, ganz besonders dann, wenn sie dahinter einen Germanismus vermuten. Dies ist nicht nur als Abwehrreflex einer Sprachminorität zu deuten. Entscheidender ist das ausgeprägte Zugehörigkeitsgefühl der Französischsprachigen zu einer grossen, von der gemeinsamen Kultursprache geprägten, internationalen Gemeinschaft. Die heftigen Reaktionen der Westschweiz auf die anfängliche Weigerung des Bundesrates, am Pariser Frankophonie-Gipfel teilzunehmen, legen davon ein beredtes Zeugnis ab. Dazu kommt, dass keine Sprache so extrem monozentristische Normen kennt wie die französische. Der *bon usage* ist nach wie vor unteilbar, und er wird massgeblich vom Pariser Gebrauch bestimmt[15].

Wir sagten vorhin, jeder Sprachbenützer markiere mit jeder Sprachhandlung auch automatisch gleichzeitig seine Gruppenzugehörigkeit. Die Verwendung oder Nicht-Verwendung von Helvetismen in der Westschweiz wird in diesem Sinne bisweilen als Stellungnahme in einem Loyalitätskonflikt zwischen französischsprachiger und schweizerischer Identität interpretiert. Viele Romands erleben und werten eindeutige Germanismen als direkte Angriffe auf ihre welsche Identität. So etwa die wörtliche Übersetzung von «Daumen halten» in einer Plakatwerbung Ende der siebziger Jahre: *Denise Biellmann affine par un dur entraînement sa préparation aux J. O. d'hiver. Nous lui tenons les pouces.* Aber auch Gegenreaktionen wie z. B. der Verzicht auf den gutschweizerischen Titel *conseiller d'état* zugun-

sten von *ministre* für die Regierungsräte bei der jurassischen Kantonsgründung haben ihre verletzende Wirkung nicht verfehlt.

Mehr oder weniger normative, puristische Spracheinstellungen sind entscheidende Faktoren der Kultur. Im besonderen Fall tragen sie massgeblich zu Kulturunterschieden bei. Diese gilt es in einem mehrsprachigen Land zu respektieren. Man kann daraus eine Verpflichtung zur Sprachpflege für all jene ablesen, die beruflich mit dem Französischen zu tun haben. Zu besonderer Sorgfalt gegenüber der französischen Sprache werden auch und besonders die Nicht-Französischsprachigen in der Bundesverwaltung, in den Schulen, Werbeagenturen usw. verpflichtet[16].

Hier liegt freilich gleichzeitig ein weiterer potentieller Konfliktherd vor: Einerseits wird von den Miteidgenossen erwartet, dass sie sich der Landessprache Französisch bedienen; anderseits sollten sie dies tun, wie wenn sie ihr ganzes Leben in Genf oder noch besser in Paris verbracht hätten ... Bei allem Verständnis darf doch das mit derartigen Normvorstellungen verbundene Risiko nicht verkannt werden, dass sie die Motivation für den Französischunterricht zu unterhöhlen drohen: Wenn die Hürde so hoch angesetzt wird, dass man sich gar nicht mehr zutraut, sie zu überspringen, geht wohl auch das Interesse am Training verloren. Hier liegt möglicherweise eine der Ursachen für eine gewisse «Krise» des Französischen an den Deutschschweizer Schulen.

Das Italienische hat dieses Problem pragmatischer und flexibler gelöst. Das «italiano elvetico»[17], jene diesseits des Gotthards gesprochene und geschriebene Varietät des italienischen, die gerade nicht mit dem «italiano della (e nella) Svizzera italiana» zusammenfällt, sondern als dritte Amtssprache des Bundes in der Verwaltung, in der Privatwirtschaft, in der Werbung verwendet wird, nicht zuletzt von Deutschsprachigen mit Italienischkenntnissen, wird auch von den Italianophonen akzeptiert: Für den Italiener Berruto ist sie eine *varietà specifica di italiano, in genere non nativa, funzionale alla situazione socio-culturale locale, e che risponde quindi a esigenze che non sono quelle italiane* (*op. cit.* p. 85). Die Helvetismen würden auch von «Muttersprachlern» verwendet, was dazu führe, dass *parole e espressioni inizialmente «dure» all'orecchio* «normal» würden (p. 107). Zweifellos ist das Italienisch hier toleranter, «polyzentristischer» als das Französische.

Im Fall der Romandie und des Tessins haben wir vom Problem einer angemessenen und situationsangepassten Hierarchisierung dreier Identitäten gesprochen: einer grossräumigen, durch die Verbreitung der betreffenden Sprache determinierten, einer kleinräumigeren, durch den Status als Schweizer Amts- und Landessprache bestimmten und einer lokalen. Und die Deutsche Schweiz mit ihrer Vielfalt an Dialekten und der zunehmenden «Mundartwelle»? Auf den ersten Blick liegt zwischen dem Gebrauch

der Mundart und der Standardsprache ein ähnlicher Loyalitätskonflikt vor wie in der Westschweiz zwischen dem *bon usage parisien* und dem *français de Suisse romande,* wenn auch mit drei kleinen Unterschieden:

— die Loyalität zum Deutschen ist entscheidend schwächer als jene zum Französischen;
— aufgrund der «medialen Diglossie» ist in erster Linie die gesprochene Sprache betroffen;
— die beträchtlichen Unterschiede zwischen Standarddeutsch und Schwyzerdüütsch bringen mit sich, dass die Gruppenloyalität im mündlichen Gebrauch nicht bloss durch Nuancen, sondern durch eine eigentliche Sprachenwahl innerhalb der eigenen Sprache ausgedrückt wird.

Aber es gibt noch einen anderen, aus nationaler Perspektive viel gewichtigeren Unterschied. Im Gegensatz zum Gebrauch vieler Helvetismen im Westschweizer Französisch, der als Akt schweizerischer Solidarität, als Ausdruck der Zugehörigkeit zu einem gemeinsamen kulturellen Ganzen gedeutet werden darf, zeugt der Dialektgebrauch bloss von einer regionalen Identität. Auch wenn viele Deutschschweizer dies ungern einsehen, wird der Gebrauch der Mundart in den andern Sprachregionen zunehmend als potentielle Bedrohung und Gefahr für die lateinische ebenso wie für die übergreifende, nationale Identität gewertet. Nicht dass wir nicht auch Toleranz gegenüber unseren Deutschschweizerischen Spracheinstellungen erwarten dürften, aber wohl nur dann, wenn wir Mittel und Wege finden, darob die nationalen Kommunikationsstrukturen nicht zu vernachlässigen. Dies bedeutet Erhalt und Pflege unserer «Zweisprachigkeit in der eigenen Sprache», und das bedeutet auch und besonders Sorge um die Standardsprache.

Die Grenzen unserer (Mutter-)Sprache sind nicht die Grenzen unserer Welt

Mangelhaft informierte Beobachter der mehrsprachigen Schweiz glauben zu wissen, dass das Problem der Kommunikation zwischen den Sprachregionen dank verbreiteter individueller Mehrsprachigkeit gelöst ist. Sie verwechseln dabei meist die mehrsprachige Kompetenz des Individuums mit der administrativen, institutionellen Mehrsprachigkeit, welche gerade den Zweck verfolgt, dem einzelnen in den historischen Sprachterritorien seine Einsprachigkeit zu garantieren und den vier Landessprachen ihren Bestand, ihr Sprachgebiet und dessen Homogenität zu gewährleisten.

Dies schliesst die Existenz von Mehrsprachigen natürlich nicht aus. Dabei wollen wir den Begriff *Mehrsprachigkeit* grosszügig interpretieren

und unter mehrsprachig jedermann verstehen, der in einer Mehrzahl von Alltagssituationen in der Lage ist, bei Bedarf ohne weiteres die Sprache zu wechseln, auch wenn seine Sprachkenntnisse nicht symmetrisch sind. Unsere Definition berücksichtigt auch nicht, ob die Mehrsprachigkeit aus gleichzeitigem Erwerb zweier Sprachen in der Familie oder aus spontanem Zweitspracherwerb im Rahmen einer späteren Zuwanderung resultiert oder ob sie gar teilweise ein Produkt eines intensiven Fremdsprachenunterrichts ist. Anlässlich der Volkszählung von 1980 gab über eine Million Einwohner unseres Landes an, eine andere Muttersprache als die offizielle Sprache des jeweiligen Territoriums zu sprechen. Darunter figurierten z. B. 165 000 Deutschsprachige und 90 000 Frankophone in den anderen Sprachregionen. Sie alle sind im Sinne unserer Definition mehr oder weniger zweisprachig. Und zweisprachig sind weitgehend auch ihre Nachkommen der zweiten Generation, auch wenn sie sprachlich schon soweit integriert sind, dass sie in den Sprachstatistiken in der Regel nicht mehr erscheinen.

Das integrative Potential dieser Mehrsprachigen bedeutet für unser Land eine grosse Chance, für die Beziehungen zwischen den Sprachregionen ebenso wie für jene zum Ausland. «Die Mehrsprachigkeit ist die vernünftigste, sympathischste, aber auch kostengünstigste Antwort auf die Herausforderung der europäischen Sprachvielfalt», meinte vor einiger Zeit der Präsident der westdeutschen Rektorenkonferenz an einer Tagung. Aber diese Chance — für den einzelnen ebenso wie für die Gemeinschaft — kann nur unter der Voraussetzung genutzt werden, dass es dem Mehrsprachigen wohl ist in seiner Haut, nur dann, wenn er sie mit all ihren Eigenarten positiv erleben und werten darf. Er muss z. B. dazu stehen können, dass seine Sprachkenntnisse nicht ganz symmetrisch sind. Darüber hinaus müssen er selber ebenso wie die ortsansässigen Einsprachigen akzeptieren können, dass er nicht nur zwei Sprachen spricht, sondern auch in komplexer Weise an den zwei diesen Sprachen zugeordneten Kulturen teilhat, dass er aufgrund seiner plurikulturellen Identität anders ist und eben gerade dank dieser Verschiedenheit eine allseitige Vermittlerrolle spielen kann[18]. Günstige Voraussetzungen dazu könnte eine interkulturelle Erziehung schaffen mit dem Ziel, die eigene Lebensweise zu «desakralisieren», Vorurteile abzubauen und das Fremde statt als Bedrohung als Chance zur Bereicherung zu verstehen.

Nun kann und darf es aber niemals das Ziel einer Schweizer Sprachenpolitik sein, die sprachlichen — und kulturellen — Unterschiede einfach zu nivellieren. Allgemeine Mehrsprachigkeit ist demnach kein gangbarer Weg zur Lösung der internen Kommunikationsprobleme. Wenn Claude-Philippe Bodinier in einem Aufsatz zu den Germanismen im Westschweizer Französischen schrieb[19]:

> *l'extension progressive du bilinguisme, cela équivaut à nous annoncer la disparition à plus ou moins longue échéance de la Suisse romande comme peuple distinct sur la carte d'Europe. Il va de soi que nous n'acceptons pas cette perspective* (p. 186)

dann übertrieb er wohl etwas, traf aber in einem Punkt durchaus den Kern des Problems: Mehrsprachigkeit muss, wenn sie erhalten bleiben soll, funktionell sein. Und welche Funktion könnte eine allgemeine Drei- oder gar Viersprachigkeit haben, wenn alle Schweizer drei- bzw. viersprachig wären? Paradoxerweise hängt die Bedeutung des Bilinguismus in der Schweiz also davon ab, dass die Zuzüger weiterhin allmählich integriert werden, dass Mehrsprachigkeit eine — wichtige, funktionelle, positiv erlebbare, aber in der Zeit und in der Ausdehnung beschränkte — Zwischenlösung bleibt ...

Eine exolinguale Sprachkultur

Mehrsprachige sind Vermittler zwischen den Sprachregionen. Aber nicht immer steht ein Dolmetscher dabei, wenn ungleichsprachige Schweizer miteinander kommunizieren wollen. Sie sind dann auf ihre eigenen Möglichkeiten angewiesen.

Dafür, dass die Verständigung dennoch möglich ist, sorgt in erster Linie ein gut ausgebautes Angebot der zweiten Landessprache, sowohl während der obligatorischen Schulzeit wie auch in den weiterführenden Berufsschulen und höheren Bildungsanstalten. Nach Richtlinien aus dem Jahre 1975 sollen alle Schüler während der obligatorischen Schulzeit, d. h. vor dem 16. Altersjahr, in der Grössenordnung 5 Jahre Unterricht in einer zweiten Landessprache geniessen. Die Lernziele sind kommunikativ und kreisen um die «Fähigkeit (sc. der Schüler) ... mit Angehörigen der fremden Sprachgemeinschaft in deren Sprache zu verkehren».

Es käme einer masslosen Überschätzung der Möglichkeiten des Fremdsprachunterrichts gleich, anzunehmen, dadurch würde die — oben als fraglich beurteilte — allgemeine Zweisprachigkeit der Bevölkerung erzielt. Immerhin verfügt jeder jüngere Deutschschweizer aufgrund dieses Prinzips zumindest über Minimalkenntnisse in Französisch und umgekehrt jeder Romand über Minimalkenntnisse in Deutsch.

Eine Forschergruppe des Romanischen Seminars von Basel und des Centre de linguistique appliquée der Universität Neuenburg untersucht seit gut einem Jahr die von starken Unterschieden in der Sprachbeherrschung geprägte Kommunikation über die Sprachgrenzen hinweg[20].

Grundlage für unsere Überlegungen ist ein Korpus von Gesprächen zwischen gleichaltrigen Deutschschweizer und Westschweizer Schülern.

Dank der Hilfe des Leiters der Koordinationsstelle für den Jugendaustausch in der Schweiz konnten wir Kontakt mit Lehrern bzw. Schulklassen aufnehmen, die Klassenaustauschexperimente planten. So war es möglich, deutschschweizerische und westschweizerische Schulklassen bei gemeinsamen Arbeitswochen mit einem kleinen Beobachterteam und einer Kamera zu begleiten.

Etwas vereinfacht gesagt haben wir die Existenz und Entwicklung einer eigentlichen zwischensprachlichen Konversations«kultur» beobachten können. Es beginnt damit, dass Sekundarschüler, die in der Fremdsprache kaum zusammenhängend sprechen konnten, mittels non-verbaler und para-verbaler Kommunikationsmechanismen wie z. B. gemeinsames Lachen, Essen, Trinken und vor allem auch Musikhören eine in vielem genügende Kommunikationsbasis entwickelten. Ein Hinweis mehr darauf, derartige Kontaktexperimente nicht nur als Verlängerung des eigentlichen Sprachunterrichts zu planen.

Besonders bei den sprachgewohnteren Mittelschülern kamen darüber hinaus angesichts des Bewusstseins der Kodeunterschiede und der Möglichkeit daraus resultierender Kommunikationspannen besondere konversationelle Techniken zur Anwendung. Dazu drei Detailbeobachtungen:

1. Zunächst fällt das in der Regel ausgesprochen kooperative Verhalten aller Interaktionspartner auf. Grosse Unterschiede in den Sprachkenntnissen zwingen die Gesprächspartner zu vermehrter Zusammenarbeit bei der gegenseitigen Verständlichmachung, wobei eine Aufgabenteilung zwischen dem sprachlich stärkeren bzw. schwächeren Partner stattfindet. Die Verantwortung für das Gelingen der Kommunikation wird also geteilt und liegt nicht nur und nicht in erster Linie beim Fremdsprachenlerner.

2. Wir haben zweitens beobachtet, dass weder der Lerner noch der «Muttersprachler» genau gleich sprechen, wie dies zwei Muttersprachler untereinander tun würden. Beide passen ihr Sprachverhalten den besonderen Gegebenheiten bzw. dem Verhalten des Partners an. Voraussetzungen dafür sind, neben der Bereitschaft zur Kooperation, ein gewisses Training in den besonderen Techniken der Verständnissicherung bei beiden Partnern, aber auch die Fähigkeit, namentlich des «Muttersprachlers», potentielle Kommunikationshindernisse zu erkennen, wenn möglich zu antizipieren. Es fiel uns beispielsweise auf, dass die Romands die Schwierigkeiten der Deutschschweizer Kameraden, ihr familiäres, gesprochenes Französisch zu verstehen, bisweilen unterschätzten.

3. Ich möchte drittens das auffällige Ausnützen beider zur Verfügung stehenden Sprachen erwähnen. Erstaunlich häufig wurde als Mittel der

Verständnissicherung mitten in einem französischen Gespräch zur deutschen Sprache gegriffen, auch von seiten der Romands. Die grundsätzliche Möglichkeit, sich beider Sprachen zu bedienen, könnte durchaus eine charakteristische Eigenschaft der zwischensprachlichen Kommunikation in der Schweiz sein, und zwar nicht nur in der rituellen Form «jeder spricht seine Sprache» — die ja oft daran scheitert, dass Missverständnisse gar nicht bemerkt werden, da jeder die Sprache des andern eigentlich ungenügend beherrscht ... Übrigens missbrauchten die Muttersprachler, auch die Frankophonen, ihre besseren Sprachkenntnisse nur in den seltensten Fällen dazu, ihre Überlegenheit zu beweisen.

Zwischensprachliche Kommunikation ist eine Schule der Toleranz. Naturgemäss bringen die Beteiligten unterschiedliche Vorstellungen von der Welt, andere Einstellungen, Szenarien und kommunikative Strategien ein. Die für das Gelingen der Kommunikation notwendige gegenseitige Anpassung setzt deshalb die Bereitschaft aller Beteiligten voraus, das Andersartige nicht als abartig zu diskriminieren, sondern in seiner jeweiligen Eigenart kennenzulernen und zu respektieren. Auch in der interkulturellen, zwischensprachlichen Konversation bedeutet jede Sprachhandlung einen Identitätsakt. Und zwar in einem doppelten Sinne:

> Zum einen geben sich der Romand, der Tessiner, der Deutschschweizer usw. als solche zu erkennen, identifizieren sich mit ihrer regionalen sprachlichen und kulturellen Gemeinschaft. Sie grenzen sich somit in einem gewissen Sinne auch von ihren andersprachigen Gesprächspartnern ab.
> Zum andern zeugen die gemeinsame Arbeit am Gelingen des Gesprächs, die Verwendung spezifischer Techniken der Verständnissicherung, ja die Tatsache der zwischensprachlichen Kommunikation überhaupt von der gegenseitigen Zuordnung zu einer gemeinsamen Kommunikationsgemeinschaft. In einer noch näher zu untersuchenden Form ist es somit als Ausdruck der nationalen Identität der Gesprächspartner zu deuten, wenn sie sich zur zwischensprachlichen Kommunikation einer oder gar mehrerer Nationalsprachen bedienen.
> Umgekehrt ist es nicht abwegig anzunehmen, dass ein Gespräch zwischen einem Genfer und einem Basler Chemiker, welches aus funktionellen Gründen auf Englisch geführt wird, als eine Manifestation der Zugehörigkeit zu einer internationalen, wissenschaftlichen Gemeinschaft, aber als Geringschätzung der gemeinsamen Nationalität interpretiert werden muss. Es ist in diesem Zusammenhang interessant anzumerken, dass die beobachteten Schüler nur in Ausnahmefällen auf das Englische zurückgegriffen haben.

Schlussbemerkungen

Die Sprache spiegelt unsere Vergangenheit, der Sprachgebrauch gestaltet unsere Zukunft: Wenn wir unsere Beobachtungen an diesem Motto messen, können wir sie wie folgt zusammenfassen:

Die Sprache spiegelt unsere Vergangenheit: Die Sprachen der Schweiz legen Zeugnis ab von einer vielschichtig hierarchisierten kulturellen Vielfalt, vom Willen, die eigene, lokale Identität zu bewahren; gleichzeitig lässt sich an ihnen nachweisen, dass ein jahrhundertelanger Kulturkontakt und der politische Wille, sich gemeinsame, staatliche Strukturen zu schaffen, zu erheblichen Konvergenzphänomenen geführt hat.

Diese Konvergenz erreicht dort ihre Grenzen, wo sie als «Bastardierung» empfunden wird. Individuelle Mehrsprachigkeit wird deshalb punktuell als Chance betrachtet und ausgenützt, aber als Dauerlösung abgelehnt: die Sprachterritorien sollen ihre prinzipielle Einsprachigkeit erhalten können.

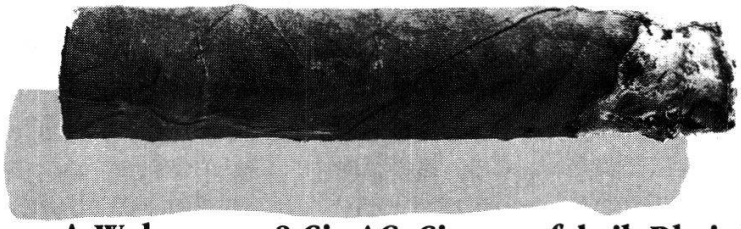
Der Sprachgebrauch gestaltet unsere Zukunft: Zwischensprachliche, auf verbreiteten Unterricht in den andern Landessprachen gestützte, Kommunikation erscheint als zukunftsorientierte Form, die gemeinsame Zugehörigkeit zur selben Willensnation zu bekunden. Ob ihr Erfolg beschieden sein wird, wird sich erst in der alltäglichen Praxis entscheiden. Wissenschaftliche Untersuchungen zu den Sprachen und zum Sprachverhalten der Schweizer können freilich dazu beitragen, dass wir der Schweiz von morgen mit offenen Augen entgegentreten. Entscheidend wird namentlich sein, ob die Schweizer auch weiterhin bereit sein werden, die zusätzliche Anstrengung in Kauf zu nehmen und die zweite Landessprache gegenüber dem allgegenwärtigen Englischen zu privilegieren, um im innerschweizerischen, zwischensprachlichen Kontakt mit der Verwendung einer oder mehrerer Nationalsprachen ihre nationale Zugehörigkeit zu bekunden.

(Eine erste Fassung dieses Textes wurde am 29. Januar 1986 an der Universität Basel im Rahmen des Universitätsforums «Die Schweiz von morgen als Verpflichtung für heute» vorgetragen.)

[1] Wissenschaftspolitik 3 (November 1983), S. 310 ff. — [2] Joshua Fishman, «‹Nothing New under the Sun› (Ecclesiastes 1:9): A Case Study in Alternatives at Early Stages of the ‹Language and Ethnocultural Identity› Linkage», in: Anita Jacobson-Widding (ed.), Identity: Personal and Socio-Cultural, Uppsala 1983, 263—287, Zitat p. 263 — [3] Florian Coulmas in der Einleitung zu Dell Hymes, Soziolinguistik, Frankfurt a. M. 1979, p. 24. — [4] Zitate aus dem erwähnten Ausführungsplan des NFP 21. — [5] Basler Zeitung, 25.1.1986, S. 11. — [6] Emile Benveniste, Problèmes de linguistique générale, Paris 1966, p. 73. — [7] Coulmas, op. cit., p. 19. — [8] Parole di una valle, Lugano 1983. — [9] op. cit., p. 45. — [10] Coulmas, op. cit. p. 18. — [11] Ich entnehme diese Information einem Manuskript von Walter Haas über die Sprachensituation in der Schweiz. —

[12] Rudolf Schilling, Romanische Elemente im Schweizerhochdeutschen, Mannheim 1970. — [13] Gaetano Berruto, «Appunti sull'italiano elvetico», Studi linguistici italiani 10 (1984), p. 76—108, Zitat p. 86. — [14] Slowakische Fragmente. Geschichte einer Emigration, Basel 1986. — [15] Folgerichtig stellen die Westschweizer übrigens auch hohe Normansprüche an das Deutsche, welches in ihren Schulen als 1. Fremdsprache gelehrt wird. Während Jahren wurde ein für die «ganze Welt» konzipiertes Anfängerlehrwerk verwendet, deren Inhalte und Zielvarietät so «unhelvetisch» wie sein Titel «Vorwärts» waren. Immerhin wurde jetzt mit dem «Cours romand» ein Lehrwerk geschaffen, welches sich «bewusst die Aufgabe [stellt], zunächst Leben und Kultur in der deutschen Schweiz zu vermitteln» und dessen «Zielvarietät des Deutschen (...) sich daher am Schweizer Standarddeutschen aus[richtet]» (Gottfried Kolde, Des Schweizers Deutsch — das Deutsch der Schweizer. Reflexe und Reaktionen bei anderssprachigen Eidgenossen, Vortragsmanuskript, Basel 1986). — [16] Institutionen wie der Fichier français de Berne, der kürzlich sein 25. Jubiläum feierte, oder das von der Schweizer Sektion der Union frankophoner Journalisten herausgegebene Bulletin «Défense du français» wollen dazu beitragen. — [17] Der Begriff, wie er von Berruto verwendet wird, stammt meines Wissens ursprünglich von Ottavio Lurati. — [18] Vgl. zu dieser Frage Georges Lüdi / Bernard Py, Zweisprachig durch Migration, Tübingen 1984, und Georges Lüdi, «Bon alors ... ciao zäme! Interkulturelle Kommunikation, Fremdsprachenunterricht und schweizerische Mehrsprachigkeit», Schweizer Monatshefte 65/6 (Juni 1985), p. 105—118. — [19] «Le français face aux germanismes en Suisse romande», Vie et langage 57 (1960), p. 182—187. — [20] Die nachstehenden Überlegungen sind massgeblich von den Arbeiten dieser Forschungsgruppe bestimmt, zu welcher ausser dem Unterzeichneten Jean-Luc Alber, Daniel Baggioni, Claude Gauthier, Maya Haus, Philippe Maurer, Beat Münch, Cecilia Oesch, François de Pietro und Bernard Py gehören. Für weitere Resultate siehe Jean-Luc Alber/Bernard Py, «Interlangue et conversation exolingue», Cahiers du Département des langues et des sciences du langage 1, Université de Lausanne, 1985, p. 30—44, und Georges Lüdi, «Exolinguale Konversation und mehrsprachige Rede. Untersuchungen zur Kommunikation in Sprachkontaktsituationen», in: Els Oksaar (Hg.), Soziokulturelle Perspektiven von Spracherwerb und Mehrsprachigkeit, Tübingen 1986 (im Druck).

Für alle Freunde der Natur. Die Cigarren und Stumpen von Wuhrmann werden aus guten und naturreinen Übersee-Tabaken mit Liebe für Liebhaber gemacht.
Zum Beispiel: **Habana Feu.** Der währschafte Stumpen.



A. Wuhrmann & Cie AG. Cigarrenfabrik Rheinfelden.
Cigarren und Stumpen aus naturreinen Übersee-Tabaken.

Lee 80